Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 10 (2003)
Heft: 116

Rubrik: Stadtleben

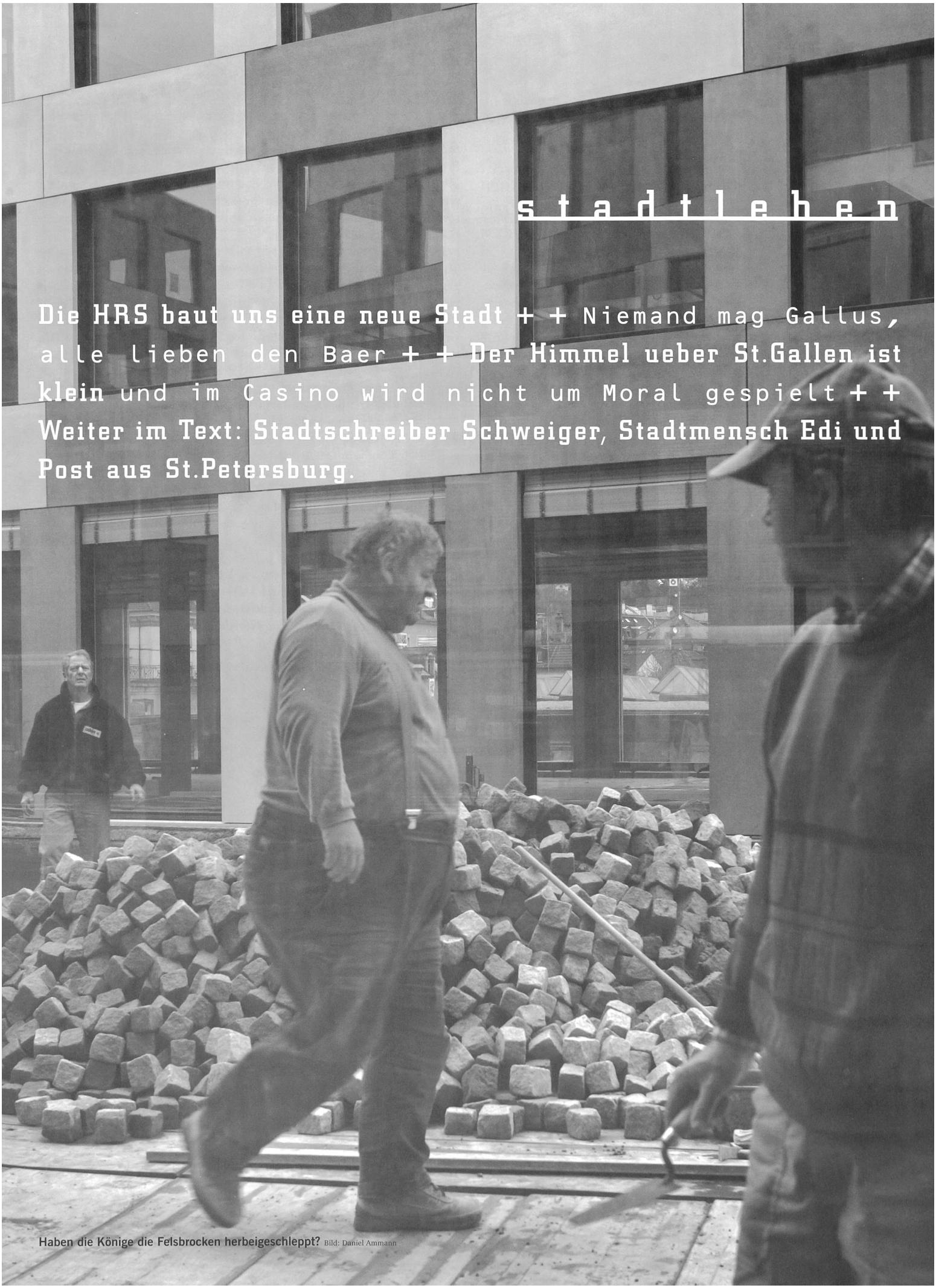
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



stadtleben

Die HRS baut uns eine neue Stadt + + Niemand mag Gallus, alle lieben den Baer **+ + Der Himmel ueber St.Gallen ist klein** und im Casino wird nicht um Moral gespielt **+ + Weiter im Text: Stadtschreiber Schweiger, Stadtmensch Edi und Post aus St.Petersburg.**

Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? Bild: Daniel Ammann

DAS PRINZIP HRS

EIN GENERALUNTERNEHMER BAUT EINE STADT.

An jeder grösseren Stadtbaustelle prangen derzeit vor orangem Hintergrund drei Buchstaben: HRS. Wie der Kreuzlinger Generalunternehmer diese Dominanz erreichte, weshalb ihm die Behörden weiterhin die Türen öffnen und warum die Jahrtausendwende einst als HRS-Periode in die städtische Baugeschichte eingehen könnte. **von Andreas Kneubühler**

Die Stadt St.Gallen verändert ihr architektonisches Gesicht wie seit der Hochblüte der Stickerei nicht mehr. Waren es damals Bauten der Textilbarone, sind es heute Projekte des Kreuzlinger Generalunternehmers HRS, die das Stadtbild prägen. Übertrieben? Die Sightseeing-Tour beginnt im Westen: Kurz nach Gossau, links, wo jetzt noch das TCS-Gebäude steht, liegt das Gelände, auf dem irgendwann das neue Fussballstadion mit Jelmoli und Ikea gebaut werden soll. Rechts passiert man das Westcenter, einer der grösseren Sündenfälle städtischer Verkehrsplanung. Bei der Einfahrt in die Stadt St.Gallen kommt man am Neubau St.Leonhardstrasse mit der umstrittenen Fassade von Bernhard Tagwerker vorbei. Der Spaziergang in der Innenstadt führt durch das nach Büroschluss wie ausgestorbene Bleicheli-Quartier mit den Gebäuden der Raiffeisen-Bank. Weiter stadtauswärts fährt man am demnächst eröffneten Casino mit dem Radisson-Hotel vorbei, rechts könnte man zur neuen Olma-Halle 7 abzweigen. – Und das sind nur einige der Bauten, die HRS in den letzten Jahren in der Stadt St.Gallen realisierten.

Zur richtigen Zeit zur Stelle

Wer aber sind HRS? An die Firmengründer erinnern nur noch die Initialen. Die Herren Hauser, Rutishauser und Sutter starteten anfangs der Sechzigerjahre in Kreuzlingen als Architekturbüro. Irgendwann wurde daraus ein Generalunternehmer. HRS wuchs, zuerst nur in der Ostschweiz, seit einigen Jahren auch im Welschland. Türöffner im französischsprachigen Landesteil war Coop, die HRS für konkrete Projekte engagierten. Diese Kooperation trägt weiterhin Früchte: HRS und Coop realisieren in Neuenburg den 200 Mio. Franken teuren Komplex ‹La Maladière› mit dem neuen Xamax-Fussballstadion, sechs Sporthallen, einem Einkaufszentrum samt Parkhaus und einer Feuerwehr-Kaserne.

Letztes Jahr verbaute der Kreuzlinger Generalunternehmer mit seinen 100 Angestellten ein Volumen von 450 Mio. Franken. Niederlassungen gibt es in St. Gallen, Zürich, Frauenfeld, Basel, Bern, Crissier, Fribourg, Vaduz, Konstanz und Dornbirn. Aufträge gabs auch von der Expo. Tätig ist HRS in der ganzen Schweiz – mit weiteren aktuellen Grossprojekten: In Aarau will HRS für 400 Mio. Franken den ‹Mittellandpark› mit Fussball- und Eisstadion realisieren.

Zurück zu St.Gallen. Wie konnte HRS eine derartige Dominanz entwickeln? Zum einen war das Unternehmen zur richtigen Zeit zur Stelle, als sich der Trend, Projekte von einem Generalunternehmen und nicht mehr von einem Architekturbüro realisieren zu lassen, auch in der Ostschweiz durchsetzte. Da verfügte HRS bereits über ein Netz von guten Kontakten zu den Behörden und über die nötigen Referenzobjekte, um durchstarten zu können. Erst in letzter Zeit gewinnt die Konkurrenz wieder an Boden. Die St.Galler Bauengineering AG baute für Kinokönig Franz A. Brüni den Cinedome und Allreal ist für den Erweiterungsbau des Polizeigebäudes zuständig.

Beliebt bei den Behörden

HRS stehen nicht gerne im Rampenlicht. Im Pressearchiv sind keine Porträts der Firma zu finden. Seit Rainer Sigrist - er ist heute zusammen mit Peter Koller Firmeneigentümer - Präsident des Verbandes der Schweizer Generalunternehmer geworden ist, gibt er immerhin ab und zu ein Interview zur Situation in der Baubranche. Auch bei der Diskussion um das St.Galler Fussballstadion halten sich HRS im Hintergrund. «Für den politischen Teil sind Herr Hurni und die Stadion AG zuständig», grenzt Christian Peter, Geschäftsführer von HRS St.Gallen, ab. Ein weiterer Grund für die Dominanz liegt bei der Komplexität der Bauverfahren. Wer auf Nummer sicher gehen will, wählt ein Unternehmen, das bereits erfolgreich Projekte realisiert hat. Zudem wird heute unter grossem Druck gebaut. Vordemonstriert wurde dies bei der Casino-Baustelle. Dort liess HRS bis spät am Abend und regelmässig auch an Samstagen arbeiten. Die Baustelle war denn auch die einzige in St.Gallen, die von der GBI bestreikt wurde, um die Frühpensionierungen durchzusetzen. «Wir verlegten den Streik extra auf einen Samstag, um auf die Ausweitung der Arbeitszeiten aufmerksam zu machen», erklärt GBI-Sekretär Ardelio Murer. Eine derart beherrschende Stellung könne nur mit sehr guten Kontakten zu den Behörden erreicht werden, lautet ein weiterer Erklärungsversuch für die grosse Präsenz der HRS-Baustellentafeln. Eine Nachfrage zeigt, dass der Kreuzlinger Generalunternehmer bei den Behörden tatsächlich gut angeschrieben ist. Bei HRS wisse man, wie man sich in der Verwaltung bewegen müsse, erklärt Stadtplaner Mark Besselar. Und: «Im Gegensatz zu anderen wollen sie nicht mit dem Kopf durch die Wand.»

Grosser Player, wenig Kritik

In St.Gallen laufe fast nichts ohne HRS, erklärt ein Insider. Dem Generalunternehmer kommt dies zu gute: Aufträge werden immer wieder unter Ausschluss der Konkurrenz vergeben. Beim Fussballstadion war HRS von Anfang an mit dabei. Der Auftrag für die Olma-Halle wurde direkt vergeben. Das Casino basiert auf dem zehn Jahre alten HRS-Projekt für eine Altersresidenz, und beim Raiffeisen-Neubau hatte HRS nur die Ausschreibung für die erste Etappe für sich entscheiden müssen, die folgenden Aufträge wurden direkt erteilt.

Diese Dominanz hinterlässt Spuren. Fragt man bei Architekten nach ihrer Meinung zu HRS heisst es rasch: «Das ist heikel». Der Grund für die Zurückhaltung liegt auf der Hand. Mit dem grössten Player auf dem Markt will es niemand verderben. Wer nicht mit HRS zusammenarbeiten kann, muss sich in einem immer enger werdenden Markt zurechtfinden und hat zu beissen. Dabei sind HRS flexibel und arbeiten je nach Projekt mit anderen Architekten zusammen, in letzter Zeit häufig mit Bruno Clerici, der den Wettbewerb für den ersten Raiffeisen-Bau zusammen mit Paul Knill gewonnen hatte. Clerici hat auch das neue Stadion entworfen. Dass HRS sich so stark entwickeln konnte, liege auch am Umfeld, erklärt Paul Knill, Obmann der Ostschweizer Sektion des Bundes Schweizer Architekten (BSA). Er kritisiert, dass die Stadt bei Projekten, die sie mitfinanziere, nur wenig Einfluss nehme: «HRS wird es teilweise auch einfach gemacht.» Ein Umdenken scheint nicht in Sicht, das zeigt sich beim Stadion. Weder Kanton noch Stadt werden bei der Gestaltung mitreden – trotz millionenschweren Land-Geschenken.

Stadtplanung ohne Visionen

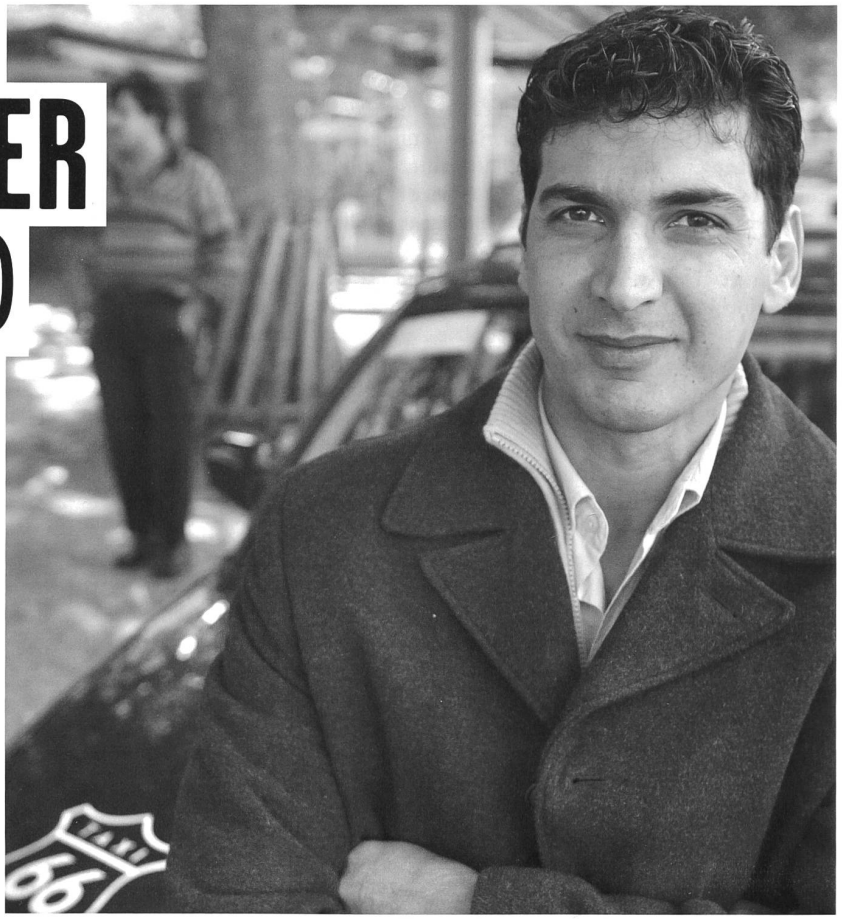
Die Kritik an einer kaum gesteuerten Stadtentwicklung hat sich - kein Zufall - an einem HRS-Bau entzündet. Der Neubau St.Leonhardstrasse, bei dem HRS, SBB und Stadt zusammenarbeiteten und auch einen Wettbewerb durchführten, ist der Anlass für eine Diskussion, die längst fällig war - spätestens seit der Umgestaltung des Bleicheli-Quartiers. Die Frage ist einfach: Wer bestimmt eigentlich, wie die Stadt St.Gallen in 20 Jahren aussehen soll – ein privates Generalunternehmen oder die Visionen der Stadtplaner? Skeptiker unken, die vielen Neubauten um die Jahrtausendwende in St.Gallen würden irgendwann als HRS-Periode in die Geschichte eingehen. Das würde allerdings voraussetzen, dass es einen HRS-Stil gäbe, doch den gibt es nicht. Der Generalunternehmer ist sehr erfolgreich und für die Umsetzung von Bauprojekten zuständig. Gestaltet werden die Gebäude aber von Architekten nach den Vorstellungen des jeweiligen Bauherren.

Bild: Daniel Ammann

DER TAXIFAHRER AUS BAGDAD

Der 33-jährige Iraker Ali Al-Ali wartet am Bohl im Taxi aus der Flotte «66» manchmal zwei Stunden auf einen Kunden. St.Gallen, sagt der gelernte Kunstmaler aus Bagdad, sei zwar nett, aber zu kalt und zu klein.

von Marcel Elsener



Der St.Galler Verkehr ist easy: Ali Al-Ali am Bohl. Bild: Daniel Ammann

Die erste Begegnung war ein Reality Check nach einem irren Trip, natürlich in diesem Sommer, der seine Hitze auch in der Nacht nicht abstellen mochte und noch die letzten Landmenschen zu ruhelosen Nachtstadtgeschöpfen machte. Nach einem erquicklichen Züri-Abend trank der Schreiberling mit einer älteren Zufallsbekanntschaft aus dem Speisewagen des letzten Zuges gen Osten noch einige Biere in der Glaskastenbar, um sich dann müde in ein Taxi zu setzen. Chillout war angesagt, doch die Frage an den Fahrer musste sein: «Where you from?» Die Antwort liess blitzartig das letzte Reservoir an Wachheit bemühen. Hier spielt das Weltgeschehen: Im St.Galler Taxi fährt einer aus Bagdad – Ali.

Zu wenig Himmel

Vier nüchterne Wochen später, am ersten Wintermontag, treffen wir uns am Taxistand neben der Rondelle. Ali Al-Ali hat einen Kumpel mitgebracht, der besser Deutsch spricht als er, aber mit dem typischen Schnauz «irakischer» aussieht: Akram Kanani, ebenfalls aus Bagdad und seit zehn Jahren in der Schweiz, wo er einen Job gefunden hat als Auto-Servicemann für Migrol im Rheinpark St.Margrethen. Ali ist froh, mit der C-Bewilligung als Taxifahrer in einer «immerhin sicheren Stelle» arbeiten zu können, nachdem er es ohne Papiere und ohne Arbeit «anfänglich sehr schwierig fand» in diesem Land. 1996 war er, damals 26-jährig, in die Schweiz geflüchtet, via Kreuzlingen und Schaffhausen landete er vor drei Jahren in St.Gallen, wo er seither mit seiner Frau Nadja Fuss zu fassen versucht. Sein Freund Akram hatte den Irak 1980 als kleiner Bub im Schlepptau der Familie verlassen und kam nach vielen Jahren im Iran als 19-jähriger in die Schweiz. Er hat hier eine neue Heimat gefunden, während Ali mit einer Auswanderung in die USA liebäugelt; seine Eltern und zwei Brüder leben in Chicago. «Man sagte mir auf der amerikanischen Botschaft, dass ich als Single eine Chance hätte, aber nicht als verheirateter Mann.» In der Schweiz sieht er «zu wenig Himmel» und vor allem mag er die Berge nicht.

Alltäglicher Terror

Der Taxi-Job gibt nicht viel Gesprächstoff her, beim Kaffee im ‹Marktplätzli›. Den hiesigen Verkehr bezeichnet Ali als «easy», «niemand hupt» – kein Vergleich mit Bagdad, nicht nur wegen der urbanen Dichte, sondern vielmehr aufgrund der Situationen, die er dort erlebt hat. Einmal überholte er einen Mercedes mit getönten Scheiben, worauf der Gas gab und bedrohlich neben ihm auffuhr. Als ihn die Insassen, «vermutlich Bodyguards von Saddam oder seinen Verwandten», mit Maschinenpistolen bedrohten, flüchtete er in panischer Angst in eine Seitengasse. Ein anderes Mal provozierte ihn ein Autofahrer, indem er am Lichtsignal bei Grün einfach stehen blieb. «Da musst du ruhig bleiben und warten, weil diese Leute nur darauf aus sind, dich zu terrorisieren.» Als Akram ein befremdendes Erlebnis mit der hiesigen Polizei erzählt - man ignorierte seine Aussagen beim Unfall seines Bruders -, relativieren die beiden Iraker sofort: «Die Schweizer Polizei ist sehr fair im Vergleich mit der irakischen unter Saddam. Wer dort einen Polizisten etwas fragt, läuft Gefahr, grundlos geschlagen zu werden. Nach dem Motto: Schlagen, dann fragen.»

Besuch in Bagdad

Ali und Akram sind glücklich über die Niederschlagung des verhassten Regimes. «Schlimmer wird's nie mehr.» Als er von den Einmarschplänen hörte, habe er «nicht geglaubt, dass es die Amerikaner ernst meinen», sagt Akram. «Es war wie ein Traum. Abgesehen von den Leuten, die direkt von ihm profitiert haben, sind alle froh, dass Saddam seine Macht verloren hat. Niemand hatte Freude an diesem System, die konnten machen, was sie wollten.» Alis Schwester und ihr Mann, die er dann und wann übers kostspielige Satellitentelefon erreicht, bestätigten dies. «Sie haben keine Arbeit und kein Geld. Eigentlich geht's ihnen schlecht, aber sie sind trotzdem glücklich, weil Saddam weg ist.» Al-Jazeera schauen sie nicht mehr, weil der ständig «alles schlecht macht im neuen Irak und nur Saddams Vorteile herausstreicht, das sieht aus wie von ihm gesponsort».

Für einen Besuch in ihrer Heimatstadt, die sie als grosse, weit ausgedehnte Stadt mit flachen Häusern und schönen Gärten beschreiben, vom Tigris «ähnlich getrennt wie Istanbul», lassen sie sich Zeit. «Wir haben jahrelang gewartet, jetzt können wir gut noch ein Jahr warten, bis der Weg weniger gefährlich ist und es wieder regelmässige Flüge gibt.»

Autos statt Kunst

Eigentlich ist Ali gelernter Kunstmaler. Stolz zeigt er sein 1994 erlangtes Diplom des Colle-

Die Befreiung des Iraks sei wie ein Traum gewesen, sagt Al-Ali.

GALLUS HAT EIN IMAGEPROBLEM

Der St.Galler Stadtpatron schafft keine Identiät mehr, allseits geschätzt wird lediglich sein Bär. Dabei wirft die Beschäftigung mit dem Missionar, der in einer Zeit lebte, als das Christentum alte Glaubensformen ablöste, spannende Fragen auf. **von Peter Müller**

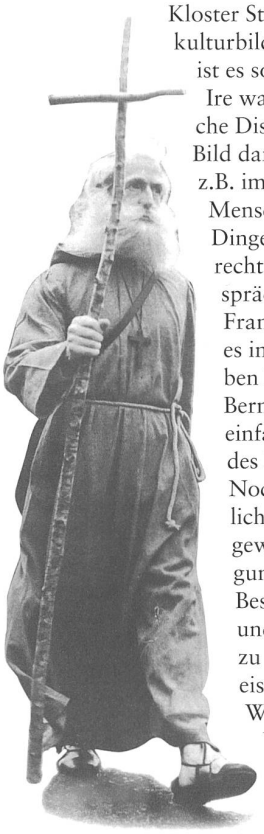
Das Kantonsjubiläum 2003 zeigt es: Der heilige Gallus hat schon bessere Tage gesehen. Im Festumzug von 1953 schritt er noch rüstig mit, «entschlossen, den letzten Resten heidnischen Glaubens den Garaus zu machen», wie der Kommentator im Tagblatt schrieb. 50 Jahre später bekommt er keinen solchen Auftritt mehr. Dafür zeigt die neue St.Galler Kantonsgeschichte, was er in diesem Festumzug von 1953 war: Eine Figur der «kollektiven Identitätsbildung». Muss sich der Einsiedler im Steinachtal langsam nach einem Platz in einem Altersheim für traditionelle Identifikationsfiguren umsehen? Oder sollte er eher zu einem PR-Berater?

Erosion des Christentums

Als Namensgeber wird Gallus wohl noch lange präsent sein. Die Stadt St.Gallen, der Kanton St.Gallen und die Diözese St.Gallen werden ihren Namen kaum so schnell wechseln. Und so lange sich Touristen, Historiker und Kunsthistoriker für St.Gallen interessieren, wird die Geschichte des Einsiedlers im Steinachtal lebendig bleiben – «Gallus» als die erfolgreichste Marke der St.Galler Geschichte sozusagen. Schwieriger wird es für den «Stadt- und Landespatron» Gallus. Wäre da nicht noch der Bär – so hat man den Eindruck – wäre Gallus vielen St.Gallerinnen und St.Gallern heute ziemlich gleichgültig. Einer der wichtigsten Gründe dafür liegt zweifellos in der Erosion des Christentums und der Erkenntnis, dass wir in einer globalen, multikulturellen Welt leben, in der grundsätzlich jede Kultur und Religion ihre Daseinsberechtigung hat. Ein Missionar, der «den letzten Resten heidnischen Aberglaubens den Garaus macht», stösst da nicht gerade auf Sympathie. Andererseits könnte genau das neue Zugänge zu Gallus und seiner Geschichte eröffnen. Denn die heutige Situation ist mit derjenigen im Frühmittelalter in wichtigen Punkten vergleichbar: Auch damals war die religiöse Landschaft in Bewegung. Auch damals gab es viele Leute, die in ihren religiösen und spirituellen Bedürfnissen auf unterschiedlichstes Glaubensgut zurückgriffen.

Optik der Fürstabtei

Vielleicht ist genau das der Punkt: Gallus ist noch immer zu sehr als «Glaubensbote» und «Landespatron» präsent. Diese Optik, an die sich übrigens auch die Historiker bis heute überwiegend halten, ist nicht falsch. In gewisser Weise beginnt die Geschichte unserer Region tatsächlich erst mit dem Kloster St.Gallen: Zwischen der Römerzeit und dem Frühmittelalter gibt es «dunkle Jahrhunderte», und das Kloster St.Gallen wurde zu einer der wichtigsten geschichts- und kulturbildenden Kräfte der Ostschweiz. Vor diesem Hintergrund ist es sogar nachvollziehbar, dass über die Frage, ob Gallus ein Ire war oder aus den Vogesen stammte, harte wissenschaftliche Diskussionen geführt werden können. Vollständig ist das Bild damit aber nicht – und nicht zeitgemäss. Wo steht Gallus z.B. im damaligen historischen Horizont? Was war er für ein Mensch? Und wie vermittelte er seine Botschaft? Über solche Dinge ist im kollektiven Geschichtsbild und in der Literatur recht wenig präsent. Wie spannend sie wären, zeigen Gespräche mit Fachleuten. Der St.Galler Kirchenhistoriker Franz Xaver Bischof hält es z.B. für sehr gut möglich, dass es in der Ostschweiz damals noch andere Missionare gegeben hat – nur wissen wir nichts mehr von ihnen. Und der Berner Ethnologe Kurt Derungs glaubt nicht, dass Gallus einfach in eine «Einöde» zog. Die Lebensbeschreibungen des Heiligen bieten ihm dafür eine Reihe von Hinweisen. Noch spannender wird's, wenn man sich der vorchristlichen Ostschweiz zuwendet. Auch wenn sich die «Kellergewölbe» der Religionsgeschichte schlecht zur Bewältigung eines Lebens im 21. Jahrhundert eignen, so ist eine Beschäftigung damit dennoch in hohem Masse interessant und anregend. Auch der Kanton St.Gallen hat hier einiges zu bieten: von den Hügelgräbern in Eschenbach über den eisenzeitlichen Brandopferplatz auf dem Ochsenberg bei Wartau bis zum römischen Tempel in Kempraten. Zum Verständnis des Menschen als «homo religiosus» tragen sie auf ihre Weise nicht weniger bei als die Kathedrale St.Gallen.



Podium zur Ostschweiz ‹vor Gallus›
Eine Einführung für Interessierte in die vorchristliche Ostschweiz. Unter der Leitung von Daniel Klingenberg diskutieren Regula Steinhauser (Kantonsarchäologie St.Gallen), Kurt Derungs (Ethnologe, Bern) und Peter Müller (Historiker, St.Gallen). 4. November, 19.30 Uhr, Katharinensaal St.Gallen

---

ge of Fine Arts an der Universität von Bagdad, mit allen benoteten Fächern von Komposition über Zeichentechnik und Skulptur bis zu den ominösen «Nationalist und Cultural Studies», die mit dem Kunststudium nichts zu tun hatten, sondern nichts anderes als Propaganda der Baath-Partei waren. Heute malt er nicht mehr, «keine Zeit und kein Geld fürs Material», höchstens mal ein Porträt für einen Freund. Wenn Ali nicht zuhause bleibt mit seiner Frau («Restaurants sind viel zu teuer»), geht er in seiner Freizeit meist mit Akram Autos anschauen – «wieviele PS, welche Zylinder, ABS, so was interessiert ihn», sagt der, «amerikanische Autos, oder deutsche, japanische, was gibt's Neues, du weisst schon.» Vom Ramadan, den die beiden Schiiten streng einhalten, um am Ende in der Zürcher Moschee zu feiern, über ihre Landsleute in St.Gallen («es gibt etwa fünfzig, allerdings sind die Unterschiede zwischen den Kulturen, Religionen und der Herkunft aus Stadt oder Land sehr unterschiedlich») gelangen wir wieder zum Taxifahren. Ali, dessen Chef ironischerweise Iraner ist («es war die Politik, die jenen Krieg machte»), spürt jeden Tag, dass er Ausländer ist: «Es gibt Leute, nicht viele, aber doch manche, die einen Bogen machen um unsere Taxis und lieber zu den schweizerischen Firmen gehen.» Das Gespräch nimmt eine unvermutete Wendung: «Sag mal», wollen die Iraker wissen, «hast du dich auch schon als Ausländer gefühlt, in den USA vielleicht...?»

MUSEUM IM LAGERHAUS

Stiftung für schweiz. naive Kunst und art brut
Davidstrasse 44, CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 58 57 / Fax 071 223 58 12
E-Mail: museumlagerhaus@bluewin.ch

17. November 2003 – 2. Februar 2004

Sammlung Jean-David Mermod/ Philippe Eternod, Lausanne

Art Brut und Aussenseiterkunst

17.November, 18.30 Vernissage

Öffnungszeiten:
Dienstag – Sonntag, 14–17 Uhr

Katharinen St.Gallen

André Büchi

Ausstellung
1. Nov. 03 - 23. Nov. 03
Mi - So 15.00 - 18.00

«Die Arbeiten von André Büchi sind ein Angebot, sein eigenes Erleben mit dem eines Gegenübers in Verbindung zu bringen. In diesem Sinne ist moderne Kunst immer banal.»

Patronat: Stadt St.Gallen

kunstraum
thurgauische kunstgesellschaft

thurgauische kunstgesellschaft
kunstraum kreuzlingen
bodanstrasse 7a
tel. 0041-71 677 10 38

deutlicher will ich es dir noch nicht sagen
videoinstallation von babak saed
kuratiert von stephan geiger, m.a. konstanz/bonn
8. november bis 21. dezember 2003

vernissage
mit stephan geiger, kunsthistoriker, konstanz/bonn
freitag, 7. november um 19.30 uhr

brot und wein
mit weiteren werkbeispielen
anschliessend: der künstler im gespräch
mit stephan geiger, kunsthistoriker, konstanz/bonn
sonntag, 30. november um 11.00 uhr

geöffnet:
donnerstag und freitag 17 bis 20 uhr
samstag 13 bis 17 uhr
sonntag 11 bis 17 uhr

DIE OSTSCHWEIZER **LAND- UND MILCHWIRTSCHAFTSAUSSTELLUNG – UND DAS** THEATER

Vor genau 10 Jahren und 10 Monaten bin ich nach St.Gallen gekommen. Ich habe damals eine Einzimmerwohnung in der Innenstadt gemietet und erwartet, die mir nur von kurzen Besuchen her bekannte Stadt nach ein oder zwei Jahren wieder zu verlassen. Es gab in meinem Kopf eine Reihe von Bildern oder Wörtern oder Erwartungen, die sich mit dem neuen Ort verbanden, eines davon war (das dürfte ich zwar jetzt nicht mehr mit Sicherheit behaupten, denn die Zeit dazwischen hat natürlich mythenbildend auf mich gewirkt) das Wort OLMA. Ich wusste irgendwie von dieser Messe, aber da Zürich auch eine hat und Basel eine berühmtere, und es in Wien, meiner Heimatstadt, sowohl ein Messegelände als auch Messehallen gab, war mir die St.Galler Variante in keiner Weise aufgefallen. Das mag vor allem damit zusammenhängen, dass ich keinen der aufgezählten Anlässe je besucht hatte – ich wollte nichts kaufen, empfand keine Verlockung bei der Anpreisung von Waren, die ich mit meinem Alltagsleben nicht zusammenzubringen verstand, und hatte vor allem auch nie Lust auf eine damit wie immer verbundene Lustbarkeit oder Lustigkeit.

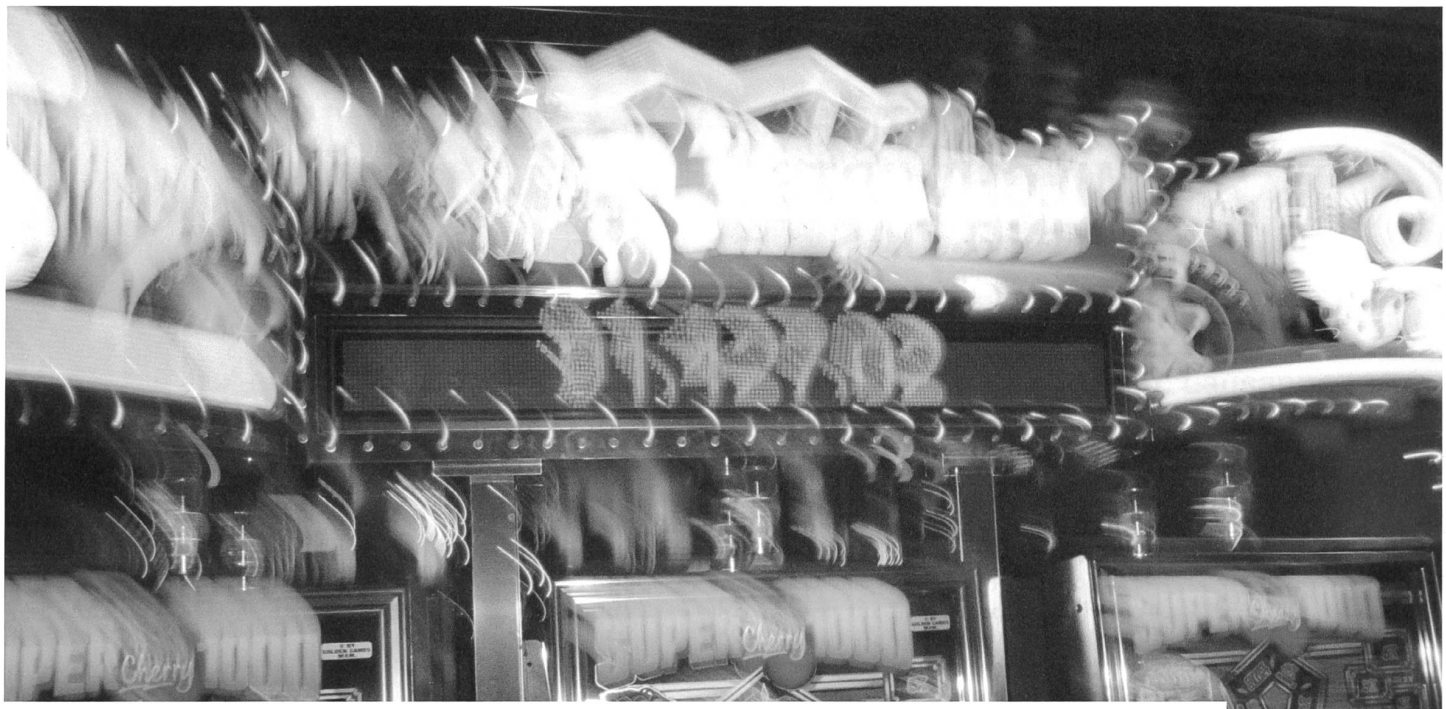
Während ich diese Zeilen schreibe, tönt die Musik der Verpflegungszelte und Rummelplätze in meinen Arbeitsraum herauf, und ich fürchte, dass dann, wenn diese Zeilen gedruckt erscheinen, ich wieder einmal eine Chance verpasst haben werde, einen speziellen Aspekt des Lebens in St.Gallen mit neugieriger Ausführlichkeit kennengelernt zu haben. Warum das so ist, hängt mit vielem zusammen. Ich glaube nicht, dass es einfach Ignoranz ist, vielleicht ist es sogar eher Schüchternheit. Eine Hemmung, die mich Menschen gegenüber befällt, die ganz offensichtlich andere Neigungen haben wie ich – und deren Freude daran ich nicht teilen kann, aber vor allem auch nicht stören will.

Dabei reizt es mich durchaus immer noch und auch immer wieder einmal, wenigstens ein wenig dazuzugehören. Ich habe bereits zweimal eine Auszeichnung durch eine St.Galler Zeitung erfahren, die ich in materieller Form durch den Verzehr von einer oder zwei Bratwürsten im OLMA-Gelände einlösen hätte können. Mit Sicherheit in Anwesenheit vieler anderer ebenso Ausgezeichneter, die aber auf ganz anderen Gebieten wie ich das Jahr hindurch brilliert haben und damit ebenfalls für die Stadt eine besondere Bereicherung gewesen sein müssen. Aber immer knapp vor dem Gang zum Honoratoren-Bratrost verliess mich der Mut und ich kehrte um, oder es war eben gerade eine wichtige Arbeit zu erledigen und ich fing gar nicht zu gehen an, oder ich vergass einfach den Termin.

Ich komme damit zur Beschreibung einer Spaltung meiner Empfindungen, die sich gewissermassen objektiv im Verhältnis der Messe und des Theaterbetriebes zur Zeit der OLMA zeigen lässt: Wir spielen in dieser Zeit kaum. Und wenn, dann sind selbst die grössten Renner der jeweiligen Saison (sei es ‹Zauberflöte› oder ‹Jesus Christ Superstar›) nicht mehr ausverkauft. Wir legen in diese Zeit wenn immer möglich eine Endprobenphase und hoffen, dass sich wenigstens an der daran anschliessenden Premiere wieder genügend nüchterne Menschen einfinden. Nüchtern meine ich nicht allein befreit vom Alkohol, sondern auch bereit zu einer Konzentration, die die Künste bei aller Attraktivität, die sie haben und einsetzen, zu ihrer Einvernahme brauchen und die die Menschen brauchen, die sich dem Vergnügen, der Erhellung oder der Überwältigung durch die Künste aussetzen wollen. Dann beginnt auch im gesellschaftlichen Leben wieder eine Kommunikationsform, in der ich nicht einfach nur zuschaue und tapfer behaupte, es mache mir schon auch Vergnügen, sondern eine, die mir vertraut ist. Bei der ich selbst bei Momenten des sich gegenseitigen Missverstehens nicht hilflos werde oder verstumme.

Wahrscheinlich geht es den meisten OLMA-Besuchern im Gegenzug mit dem Theater ebenso. Und obwohl mich das schmerzt, muss ich akzeptieren, dass St.Gallen zwar wie jede grössere Stadt durchaus viele, sich mehr oder weniger überschneidende Interessensphären hat – aber in diesem Fall wie ein Dorf funktioniert.

Peter Schweiger, 1939, leitet zur Zeit seine letzte Saison als Schauspieldirektor am Theater St.Gallen, ehe er im Sommer die Stadt verlassen wird. Mit diesem Text eröffnet er die neue Saitenkolumne ‹Stadtschreiber›, in der inskünftig Leute, welche neu nach St.Gallen gezogen sind oder planen, die Stadt zu verlassen, während sechs Monaten aus ihrer persönlichen Sicht und Situation das Stadtleben beschreiben.



KEINE FRAGEN DER MORAL

Bild: Daniel Ammann

Hoch lebe unser Wirtschaftsstandort: Am 27. November wird in St.Gallen ein Spielkasino eröffnet. Stadtgespräch mit Benno Schneider, St.Galler Anwalt, CVP- Politiker und Präsident der Eidgenössischen Spielbankenkommission (ESBK) zum Glücksspiel und seinen sozialen Folgen. **von Etrit Hasler**

Herr Schneider, Sie waren bei der Schaffung des Spielbankengesetzes von Beginn weg mit dabei und in allen Kommissionen präsent. Sind die Kasinos ihre Babies?
Überhaupt nicht. Das Glücksspiel um Geld ist ein Phänomen, das die Menschheit von alters her begleitet. Meine Arbeit war und ist bloss ein Beitrag dazu, dass die Materie vernünftig geregelt ist und die Spielbanken klug und effizient überwacht werden.

Und mit dem Resultat sind sie zufrieden?
Das erarbeitete Gesetz ist ein gutes Gesetz, das sich im Grossen und Ganzen bewährt hat. Und die Spielbankenkommission, die ich jetzt präsidiere, kann ihre Funktion als Aufsichtsbehörde wirksam und nachhaltig wahrnehmen.

Ein Kriterium für die Lizenzvergabe war die mögliche Förderung des Tourismus, weshalb eine grosse Zahl der Kasinos auch in Randregionen vergeben wurde. Funktioniert diese Förderung nun?
Die Tourismuskreise haben sich während der ganzen Diskussion stark dafür eingesetzt, dass Spielbanken in Ferienorte gelegt werden, um den Tourismus zu fördern. Ich persönlich stand dem immer skeptisch gegenüber. Heute stellt man fest, dass die Kasinos in Berggebieten, mit Ausnahme von Crans-Montana, Ertragsprobleme haben. Arosa etwa musste die Lizenz entzogen werden, weil die gesetzlichen Auflagen nicht mehr erfüllt waren. Die Betreiber und die Behörden haben die Möglichkeiten der Spielbanken als Publikumsmagnete im Tourismus überschätzt. Es ist nicht auszuschliessen, dass auch noch andere Kasinos in diesen Gebieten ihren Betrieb einstellen müssen.

Haben sie schon eine Prognose für St. Gallen?
St. Gallen hat gute Chancen. Alle Kasinos in Ballungsgebieten rentieren bis jetzt. Ich sehe keine Grund, weshalb dies nicht auch für St. Gallen zutreffen sollte.

Apropos Rendite. Was hat der Staat von den Kasinos?
Die Einnahmen aus den mit 50 bis 80 Prozent besteuerten Bruttospielerträgen fliessen bei den A-Kasinos wie St.Gallen direkt in den AHV-Fonds. Bei den B-Kasinos wie in Bad Ragaz fliessen nur 60% der Erträge in den AHV-Fonds, der Rest geht an die Kantone. Bei der Aufhebung des Spielbankenverbots war klar, dass die Einnahmen aus dem Spielbankengeschäft zu einem wesentlichen Teil der Allgemeinheit zu Gute kommen sollten, wie dies schon beim anderen Zweig der Glücksspielbranche, den Lotterien, seit jeher zutrifft.

Geld an die Allgemeinheit für die sozialen Folgen der Kasinos? Man nimmt ja in Kauf, dass die Anzahl der Spielsüchtigen steigen wird.
Die Spielsucht ist tatsächlich ein echtes Problem. Die Situation ist gegenüber früher aber eher verbessert. Denn die Kasinos sind verpflichtet, auf eigene Kosten Sozialkonzepte zu realisieren. Auch das Lotteriespiel kann übrigens süchtig machen, aber es ist die rasche Aufeinanderfolge von Einsätzen, welche die Gefahr im Kasino erhöht.

Und die Einsätze sind viel höher.
Das ist so. Bei den A-Kasinos sind die Tischlimiten unbegrenzt. Die Spielsucht und ihre Folgen waren aber nicht der Grund für die Besteuerung der Einnahmen, sonst müsste man diese Millionen ja aktiv gegen die Sucht einsetzen. Die Idee war vielmehr, dass wir das

Spielen an sich tolerieren müssen; wer spielt, soll aber mit seinen Verlusten wenigstens nicht nur private Taschen füllen.

Das ist eine spannende moralische Frage. Der Staat ermöglicht also dem Menschen, in einem bestimmten Rahmen Böses zu tun, sprich einer Versuchung nachzugeben. Wie sehen sie das als überzeugter Christ?
(Lacht) Nüchtern beurteilt ist es so, dass erstens das Glücksspiel um Geld nicht an sich böse ist und zweitens vom Staat nicht aktiv gefördert wird. Es entspricht aber offenbar einem Bedürfnis. Bisher folgte die Schweiz einer Verbotsstrategie, und dies mit zweifelhaftem Erfolg. Dieser bestand nämlich darin, dass es viele schwarze Glücksspielzirkel gab und die Geldspielautomaten unkontrolliert landauf landab zunahmen. Der Gesetzgeber hat sich deshalb für einen Strategiewechsel entschieden: Lieber das Glücksspiel in geregelte Bahnen lenken als am Verbot festhalten. Dabei spielte sicher mit, dass der Staat dann auch von den Erträgen profitieren kann. Der Strategiewechsel ist aus Vernunft und Zweckmässigkeitsüberlegungen entstanden und hat nichts mit Moral oder Ethik zu tun.

Das klingt für mich sehr ähnlich wie bei drogenpolitischen Debatten. Von den Befürworten einer Legalisierung wird in der Cannabisfrage ähnlich argumentiert.
Es geht sicher um ähnliche Probleme. Gerade bei Genussmitteln, welche auch Sucht verursachen können, stehen wir immer vor der Frage, welche Strategie besser sei, die Verbots- oder die Legalisierungsstrategie. Dies ist von Fall zu Fall zu beurteilen.

Gerade bei den Genussmitteln wird diese Beurteilung aber zu einer moralischen Frage.
Wir befinden uns hier nicht im Bereich des Moralischen, sondern im Bereich der Zweckmässigkeit. Ich bin überall dort für eine Legalisierung, wo sie letztlich für das Gemeinwohl zweckmässiger ist. Wenn ich die Schäden geringer halten kann, indem ich etwas legalisiere, so ist dies der bessere Weg, als wenn ich es aus moralischem Eifer und in der Hoffnung auf eine präventive Wirkung weiter in der Illegalität halte.

Jetzt antworten Sie aber als Jurist.
Als Jurist muss ich den Politiker darauf hinweisen, was für Effekte die beiden verschiedenen Strategien haben. Wobei die Juristen nur das technisch Richtige formulieren können. Damit sich in der Politik ein überlegter Entscheid herauskristallisiert, müssen auch Fachleute aus dem Gesundheitswesen, also Sozialpsychologen und Mediziner beispielsweise, und Spezialisten des Vollzugs ihre Meinung einbringen können. Ich persönlich denke, es gibt gerade in der Drogenpolitik gute Gründe, gewisse Dinge weiterhin zu verbieten. Es gibt aber auch gute Gründe, gewisse Dinge zu erlauben.

Genau wie beim Glücksspiel auch. Glauben sie, dass mit dem Spielbankengesetz die Situation auch für andere Formen von Glücksspiel aufgeweicht wird? Ich denke da beispielsweise an die Tactilo-Geräte in der Westschweiz.
Tactilo-Geräte sind Lotterie-Automaten und unterstehen deshalb nicht dem Spielbankengesetz, sondern dem Lotteriegesetz. – Lotterie-Automaten können dem Spieler aber punkto Spielrhythmus, Gewinnanreiz und Verlustrisiko genau gleich entgegentreten wie jene Geldspielautomaten, die das Spielbankengesetz endlich und richtigerweise in die Spielbanken gezwungen hat, mit dem Ziel, Suchtprävention einigermassen gezielt betreiben zu können. Der Gesetzgeber muss deshalb nach meinem Dafürhalten solche Lotterieautomaten entweder verbieten oder sie ebenfalls in die Spielbanken zwingen und dem Spielbankengesetz unterstellen. Sonst würde es tatsächlich zu der in Ihrer Frage erwähnten Aufweichung kommen.

EDI **UND DIE GUTE LAUNE**

von Daniel Klingenberg

Illustration: Timo Müller

Vor elf Jahre begann er im Hörnli. Gut, da waren irgendwann noch zwei Jahre bei der Konkurrenz. Aber sonst: Immer Hörnli-Atmosphäre. Er gehört zum Hörnli und das Hörnli gehört zu ihm. Beide ein bisschen speziell. Ins Hörnli kann man von der Neugasse oder vom Marktplatz her. Spezialitäten: Grosses Bierangebot, Knöpfli und Hörnli. Es hat zwei Stockwerke mit unterschiedlichem Publikum. Irgendwo findet man ihn. Wenn er nicht gerade bedient, lehnt er an der Theke. Lächelt heiter, verbreitet gute Laune, beobachtet. Das ist Edi, Taufname Edmund, Grenzgänger aus Hard in Vorarlberg, 46 Jahre alt, dienstältester Kellner im Hörnli.
Im Hörnli gibt es viel zu sehen. Zum Beispiel dunkles Täfer mit Stichen vom alten St. Gallen. Eine Telefonkabine ohne Telefon. Oder auch Zeitungen mit rotem Stempel: «Eigentum Rest. Hörnli Diebstahl wird verzeigt». Oder auch Jagdszenen im Gasthaus: Wie damals, als ein merkwürdiger Gast seine Begleiterin laut und unflätig beschimpfte. O-Ton Edi: «Der is komisch, des riech i.» Der Gast wurde lauter und lauter. Die Herren am Nebentisch beschlossen, Kavaliere zu spielen. Sie machten Anstalten handgreiflich zu werden, worauf der Damenbeschimpfer floh. Treppab. Dicht hinter ihm ein faustschwingender Kavalier. Unten angekommen stürmten sie ins Parterre, vorbei an staunenden Gästen. Und dann die andere Treppe hinauf. Rundlauf für in Rage geratene Mannen! «Das mindestens fünf Mal!», lacht Edi los. Und steckt mit seinem Lachen an.
Aber das ist nicht Alltag. Der ist streng und oft unspektakulär. Edi liebt seine Arbeit. Er kann im Hörnli sehr selbständig arbeiten. Dazu schätzt er den Umgang mit den Gästen. Denn das ist das Faszinierende an seinem Beruf: Man lernt die Menschen wie kaum sonstwo kennen. Manche sind Stammgäste, die schon 20 oder 30 Jahre ins Hörnli kommen. Daraus haben sich Freundschaften ergeben. Viele Gespräche auch, in denen neben kellnerischem Geschick vor allem sein Gespür für das seelische Befinden des Gastes gefragt ist. «Wenn jemand schlecht drauf ist, gehe ich hin und rede mit ihm. Denn einfach Essen und Trinken hinstellen genügt nicht», sagt Edi. Seine positive Grundstimmung ist für die Gäste spürbar. Sie schätzen es. «Der St. Galler ist ein liebenswerter, aber manchmal auch ein rüder Typ», zieht Edi seinerseits Bilanz. Sagt's, wiegt den Kopf, blickt verschmitzt, und lacht los.
Mit der Hörnli-Atmosphäre ist bald Schluss. «Ein Stück St. Gallen weniger», sagt Edi. Er wird voraussichtlich nicht mehr in St. Gallen arbeiten, auch wenn für ihn gilt: «Sag niemals Nie!» Seit zwei Jahren habe man um den Verkauf des Hörnli gewusst und sich darauf eingestellt. Stellen im Gastgewerbe habe es genug. Langweilig wird es Edi sowieso nicht. Er malt Aquarelle und sammelt alte Bücher. Was er als nächstes lese? Edi überlegt, beginnt dann zu lachen: «Alte Erde, wohin?», ein Buch über die Zukunft der Menschheit. Oder heisst der Titel: Altes Hörnli, wohin?
Mitte Oktober hat die Baba International AG das Hörnli gekauft.
Nicht verpassen: Am 23. Dezember ist ‹**Uustrinkete**› im Restaurant Hörnli.

von Peter Surber aus St.Petersburg (RU)

NACHRICHTEN VON MACLENIN

Russland ist gross, aber die russischen Schalter sind klein. Am Bierkiosk, in der Metro, der Bahn, an den Theaterkassen, überall winzige Schiebefensterchen. Sie zwingen den Bittsteller, den Rücken krumm zu machen, um dann untertänig seinen Wunsch an die kaum sichtbare, allmächtige Ludmila, Tatjana oder Olga hinter der Scheibe zu richten. Wo er im besten Fall auf Sympathie und im schlechten auf blanken Hohn stösst. Mit Bier klappts noch, und spottbillig. Mit Bahninformationen wird's schon schwieriger, natürlich ist daran weder Ludmila noch Tatjana schuld, sondern meine mangelhafte Sprachbeherrschung. Die Erfahrung, schmerzhaft und unwillkommen, eines frohgemuten Schweizers mit gut abgelagerten Russischkenntnissen: In Situationen wie diesen probiert mans besser erst mal auf Englisch. Gebrochene Sätze in der Landessprache wirken am Schalter weder originell noch pittoresk oder charmant, sondern bloss lästig. Immerhin: Nach der ersten Woche Sprachkurs besserts.

vchod und vychod

Verloren, wer die Schrift nicht fliessend liest. In der Metro, in den palastartigen Stationen der Moskauer und der Petersburger ‹Metropolitain›, sind die Tafeln aus schliesslich kyrillisch. Elementar: die Unterscheidung zwischen vchod (Eingang), vychod (Ausgang) und perechod (Übergang). Die Züge sind überfüllt, jederzeit und am schlimmsten morgens zum ‹tschas pik›, der Stosszeit. Erstaunlich, dass mich da im Gedränge im Zug eine junge Frau hinter mir anspricht, mich etwas fragt, nur verstehe ich es nicht. Meint sie mich, oder verwechselt sie mich? Die Anrede, kapiere ich schliesslich, war nicht persönlich, sondern praktisch: Ob ich an der nächsten Station aussteige. In den folgenden Tagen höre ich die Frage noch oft, sie ist Teil der Überlebensstrategie der Metro-Pendler: Rein in den Wagen zu gelangen ist das eine, aber rechtzeitig wieder hinaus zu kommen, will organisiert sein. Grossstadt, schreibt sich der Kleinstädter ins Notizbuch, heisst Masse. Wo einer hinwill, sind stets alle anderen auch schon oder unterwegs dahin oder auf dem Weg von dort weg. Die Plätze und Trottoirs, vor allem um die Metrostationen, sind permanent voll, als fände dort gerade eine Demo statt. Es ist in gewissem Sinn auch eine: die friedliche Demo derjenigen, die auf der Gasse ihr Bier trinken, weil zuhause kaum Platz ist und fürs Restaurant das Geld fehlt. Grossstadt, notiert sich der Kleinstädter nebenbei weiter, ist auch ladenöffnungszeitenfreie Zone. Eine Lust.

Rasputin als Joker

Leningrad heisst neu wieder St. Petersburg und wie seit jeher liebevoll ‹Piter›. Eine Woche in Moskau, zwei Wochen in Piter, der 300jährigen Zarenstadt, die sich auch ‹Venedig des Nordens› nennt, das ist eine Zeitreise in die absolutistische Vergangenheit und die postkommunistische Zukunft.
Das obligate T-Shirt-Mitbringsel, knallrot. Darauf steht in grossen Lettern ‹CCCP› samt Hammer und Sichel, auf dem Rücken die ehemalige sowjetische Hymne. Es gibt andere Leibchen mit ‹MacLenins› in MacDonalds-Schrift, was nicht so abwegig ist, weil in Moskau der (nach Peking) zweitgrösste MacDonalds der Welt steht, am prächtig hergerichteten Puschkin-Platz. Das Sujet, die Verballhornung Lenins, ist mir dann doch zu respektlos, vor allem wegen des Spruchs auf dem Rücken: «The game is over». Die Verkäuferin lässt mit sich reden, sie bietet wahlweise Kreml-Zwiebel-Türme, St.Petersburger Brückenzauber oder Sowjetnostalgie. ‹CCCP› gibt es nach einigem Feilschen für 200 statt 300 Rubel, es lebe der freie Markt.
Souvenirs sind nicht geringzuschätzen, symbolisch. Mein anderes Mitbringsel ist ein Jasskarten-Spiel mit der Zarendynastie der Romanov als Könige, Damen und Buben. Peter der Grosse ist Kreuzkönig, Katharina die Grosse regiert als Karodame, und die Joker sind Rasputin, zwielichtiger Berater des letzten, 1918 erschossenen Zaren Nikolai II. (Herzkönig), und Peters erster Kanzler Alexander Menschikov, der in Petersburg den stolzesten Palast hatte. Heute ist er eine Dependance des Ermitage-Museums, wie fast alle dieser Prachtsbauten, denen entweder ein Nachleben als Museum oder als Bank blüht. Mit dem Erbe des Zarismus macht Russland und allen voran St.Petersburg heute sein ökonomisches und touristisches Geschäft. Mit dem Erbe des Kommunismus macht das Land kein Geschäft, sondern T-Shirt-Witze. Die verblichene Sowjetunion ist nicht fremdenverkehrstauglich. Beweis: die Uliza Lenina.

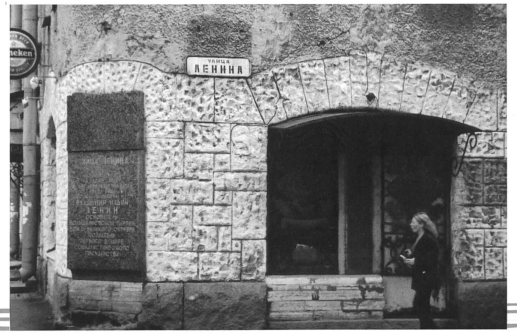
Revolution im Hinterhof

Im ehemaligen Leningrad - so hiess die Stadt vom 27. Januar 1924 an, eine Woche nach Lenins Tod, bis zur Rücktaufe 1991 - wird die Erinnerung an Lenin wohl noch lebendig sein, denkt sich der Russland-Neuling. Auf die Uliza Lenina stosse ich dann aber doch unvorsätzlich, zufällig. Abschweifend vom Park, durch einen improvisierten Markt - wie an jeder Ecke: Bier- und Blumenkioske, Handyshops und Schuhläden - in zunehmend unrenoviertere Strassen. An einer Stelle, wo Fotografieren schon peinlich ist, weil man sich einbildet, als Voyeur des Zerfalls ertappt zu werden, plötzlich das Schild. Leninstrasse 1. Ein Trafo-Häuschen, abblätternd. Es folgen stadtauswärts verblichene Jugendstil-Schönheiten, einmal eine Marmortafel zur Erinnerung an Vladimir Iljitsch, soweit noch lesbar, dann bröcklige Fassaden vor schmuddligen Hinterhöfen, bis die Strasse irgendwo in der Industrie ausfranst.
Lenin lebt – im Politisch-Historischen Museum Russlands, vormals Museum der Oktoberrevolution. Hier ist die Zeit stehengeblieben, hier organisiert Lenin die Revolution, der Tisch, die Zeitungen, die Schreibmaschine, die Karte Russlands an der Wand, alles ist unverändert, samt dem Balkon, von dem aus er seine legendären Reden hielt. Touristen: null. Die Aufsichtsdamen achten pingelig darauf, dass der Besucher den Rundgang in der korrekten Reihenfolge, immer im Uhrzeigersinn, absolviert und keine der Stationen ausläßt. Unten am Eingang galt es, Plastikschlüpfer über die Schuhe zu ziehen, dem Parkett zuliebe. Grabesstille.

Mit dem Zar in die Zukunft

In der Ermitage, dem Winterpalast der Zaren, geht es dagegen lärmig zu und her. Tausende werden hier Tag für Tag in Gruppen durchgeschleust. Nicht nur die Masse der Kunstwerke, schon der Prunk des Palasts stellt alles in den Schatten. Heute erobert sich das Volk die Paläste auf seine Art zurück - die proletarische Revolution findet als Massentourismus statt, ideologiefrei. Nachher schubsen sich die gleichen Massen durch die einschlägigen Kathedralen. Und am Abend trifft man sich zum Beispiel im Palast der Bjelosselskij-Bjeloserskij, einem weiteren Prunkbau am Newskij-Prospekt, wo eine Revue geboten wird: ‹Festliches Petersburg›. Prunksäle, Barockkostüme, höfische Tänze... halbwegs authentisch. Ganz authentisch ist der Mann drinnen im Innenhof. Dort ist der Putz ab, Gerümpel stapelt sich von einem kürzlichen Umbau. Der Mann stochert darin herum und sucht sich ein paar noch brauchbare Latten zusammen. Hinter der Prunkfassade: heutige Not.
He, nicht so negativ! Ja, stimmt. St.Petersburg ist wunderschön, wörtlich: wie ein Wunder, nicht ganz real, traumartig wie die Goldkuppelkirchen, die aus dem Nichts auftauchen, überall. Und Russlands Zukunft ist glänzend. In Moskau, auf der Fassade des vor dem Umbau stehenden Hotels Moskva, am teuersten Platz der Stadt zwischen Kreml, Bolschoi und Manegenplatz, prangt ein hundert Meter langes Transparent. BMW zeigt sein neues Luxusauto, darüber der Slogan: «So sieht die Zukunft aus.»

Peter Surber, 1957, ist Kulturredaktor beim St.Galler Tagblatt und hat einst Slavistik studiert. Diesen Herbst war er auf Bildungsreise in Moskau und St.Petersburg.



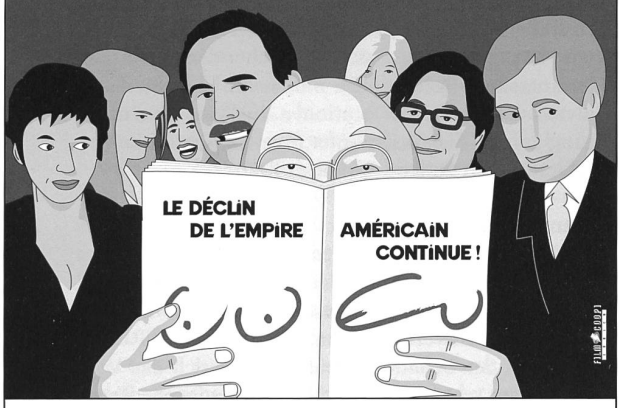
«So sieht die Vergangenheit aus»: Palast in Zarskoje Selo mit Tourist (i.) und Uliza Lenina (r.)

«So sieht die Zukunft aus»: Hotel Moskva in Moskau mit BMW-Werbung.

CANNES 2003
La palme de l'émotion
PRIX DU SCÉNARIO • PRIX D'INTERPRÉTATION FÉMININE

LES INVASIONS BARBARES

UN FILM DE
DENYS ARCAND



«Die Fortsetzung von Arcands kultisch verehrtem „Untergang des amerikanischen Imperiums" ist sentimental, brüllend komisch, todtraurig und sehr klug geworden.» SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

AB 27. NOVEMBER IM KINO

mona somm
gesang
eric machanic
piano

alban berg
franz liszt
hugo wolf
alexander zemlinsky
alfons karl zwicker, uraufführung

liederabend

19. november
grosser tonhallesaal st.gallen

konzertbeginn 20.00 uhr
vorverkauf: musik hug, telefon: 071.228.66.00
reservation: liederabend@gmx.ch

Variété Cosmos

TOMASZ - STAHLBERGERHEUSS - EDDY CARELO - TR'ESPACE
JONAS ZELLER - MAJA WEILLER - DUO DEADOS

SAAL SIEBENECK - RUDOLF STEINER SCHULE ST. GALLEN
5. BIS 16. NOVEMBER 2003

VORVERKAUF: MANOR UND SBB-BILLETTSCHALTER IN DER GANZEN SCHWEIZ, TCS-GESCHÄFTSSTELLEN HERISAU UND KREUZLINGEN, PAPETERIE MOFLAR HEERBRUGG, SOWIE BEI ALLEN ANDEREN TICKETCORNER-STELLEN, TICKETHOTLINE **0848 800 800**

WEITERE INFORMATIONEN UND TICKETS ERHALTEN SIE UNTER **WWW.DOMINOEVENT.CH**

TICKETCORNER 0848 800 800
TAGBLATT
tv TELE OSTSCHWEIZ
radio aktuell
domino www.dominoevent.ch

Eine Veranstaltung von Incognito Productions AG, domino Event SARL in Zusammenarbeit mit dem Verein Variété Cosmos